

# Missionare im kolonialen Afrika

Die Benediktiner von St. Ottilien lesen ihre Geschichte neu

Wie können Missionsorden wie die Missionsbenediktiner von St. Ottilien mit der Verbindung von Mission und Kolonialismus umgehen? Die zeitgenössische Diskussion um den Kolonialismus und den Umgang mit kulturellem Erbe macht es unabdingbar, dass sich Missionsorden neu mit ihrer Geschichte auseinandersetzen. Am 30. September 2022 hat die Katholische Akademie in Bayern gemeinsam mit den Benediktinern von St. Ottilien dazu einen Studientag veranstaltet.

Fachleute, die sich intensiv mit der Geschichte der Missionsbenediktiner in Afrika beschäftigt haben, sprachen unter anderem zur christlichen Mission in *Deutsch-Ostafrika*, zu Mythos und historischer Realität in der Geschichte der Missionsbenediktiner und zum Umgang mit der missionarischen Sammlung. Auch Missionsbenediktiner aus Afrika, die Erben und Nachfolger dieser Geschichte sind, kamen zu Wort.

GESCHICHTE

## Neu-Lesen als Wiederlesen von längst Bekanntem

Demut hilft bei der Aufarbeitung der Missionsgeschichte von Jeremias Schröder OSB



Abt Jeremias Schröder OSB, Abtpräses der Kongregation von Sankt Ottilien

**I**ch bin außerordentlich dankbar, dass die Katholische Akademie in Bayern uns Missionsbenediktinern ermöglicht, so einen Studiennachmittag in diesem öffentlichen und doch vertrauten Rahmen durchzuführen.

Drei Momente haben uns dazu bewogen, diese vertiefte Beschäftigung mit unserer Geschichte anzusetzen:

- Die Vehemenz und auch Brisanz postkolonialer Diskurse, die natürlich unser Eingemachtes betreffen und denen wir uns stellen wollen und wohl auch müssen
- Die Befassung mit der Herkunft der in unseren Klöstern, vor allem in St. Ottilien, gesammelten Kulturgüter aus nicht-europäischen Gesellschaften und des adäquaten Umgangs mit diesem Erbe

Die Bezeichnung *Deutsch-Ostafrika* stammt aus der Zeit des Kolonialismus. Dabei handelt es sich um die ehemalige deutsche Kolonie an der Ostküste Afrikas, die von 1885 bis 1918 bestand. Das Gebiet umfasste die heutigen Länder Tansania, Burundi und Ruanda sowie ein kleines Gebiet im heutigen Mosambik. ■

- Und die gewichtigen neueren Veröffentlichungen zu unserer Missionsgeschichte, die nicht mehr nur – wie in früheren Jahrzehnten – aus unserem unmittelbaren Umfeld stammen, sondern nun auch in akademischen Kontexten entstehen

## Missionsbenediktinische Historiographie

Die erste Rückschau auf die Anfänge der Missionsbenediktiner erschien schon 10 Jahre nach der Gründung, also 1894. In den folgenden Jahrzehnten kamen von Zeit zu Zeit kleinere Schriften heraus, die sich mit der Gründung und Entfaltung der Kongregation von Sankt Ottilien beschäftigten, jeweils intern produziert. Die ersten größeren Monographien erschienen ab 1971 in vier Sammelbänden unter dem Titel *Der Fünfarmige Leuchter*, von den Herausgebern als ein „Kaleidoskop“ betitelt.

Benediktinische Gemeinschaften zählen seit jeher zu den Produzenten von Geschichte. Dies dient der Selbstvergewisserung, der Beschreibung und Formulierung von Identitäten, die unser Orden in besonderer Weise über Jahrhunderte hinweg zu kultivieren und manchmal auch zu erfinden weiß. Bei den Missionsbenediktinern kommt hinzu, dass eine Geschichte von Erfolgen und Niederlagen so erzählt werden soll, dass externe Leser motiviert werden, die Missionsarbeit zu unterstützen. Deshalb ist dieser Teil der historiographischen Produktion der Missionsbenediktiner durchaus auch von Apologetik gekennzeichnet, gelegentlich auch von Panegyrik.

Daneben tritt seit den 1970er Jahren aber auch eine stärker wissenschaftliche Auseinandersetzung mit unserer Geschichte, etwa von Seiten der Missionstheologie. Und zunehmend werden auch Quellen aus unseren Archiven

Benediktinische Gemeinschaften zählen seit jeher zu den Produzenten von Geschichte. Dies dient der Selbstvergewisserung, der Beschreibung und Formulierung von Identitäten, die unser Orden in besonderer Weise zu kultivieren und manchmal auch zu erfinden weiß.

ediert, wobei hier noch vieles zu heben bleibt. Ab Mitte der 1990er Jahre wurde das Archiv der Erzabtei St. Ottilien, das zuvor mit einer strengen Arkandisziplin geschützt war, für die wissenschaftliche Benutzung geöffnet. Anette Volk erarbeitete einen eigenen Katalog der dortigen Archivbestände zu Tanzania, die in der Serie der *University of Leipzig Papers on Africa* 2002 publiziert wurde. Beides waren Voraussetzungen für die wissenschaftlichen Arbeiten der neuesten Zeit.

Erwähnen möchte ich noch, dass die Renovierung und behutsame Neugestaltung des Missionsmuseums in St. Ottilien, das 2015 wiedereröffnet wurde, ebenfalls einiges an Reflexion über die Zugänge zu unserer Geschichte erforderte, und auch noch weiterhin erfordern wird.

## Studienleiter Dr. Johannes Schießl in seiner Begrüßung:

Als ich ein kleiner Bub war, sollte ich nach St. Ottilien aufs Gymnasium gehen (was sich dann aber zerschlagen hat). Zwei Dinge haben mich damals besonders fasziniert: die grandiosen Theater-Aufführungen des Gymnasiums – und das Missionsmuseum, im Speziellen die ausgestopften Tiere vor der Kulisse Ostafrikas.



Wo werden alte afrikanische Kulturen musealisiert, wo gibt es gar Beutekunst, die zurückgegeben werden muss?

Ich erzähle das nicht, um mich wichtig zu machen – und ich will auch nicht dem zweiten Teil unserer Veranstaltung vorweggreifen, der sich ausdrücklich den missionarischen Sammlungen widmet. – Ich erzähle das deswegen,

weil es zeigt, wie sich der Blick in fast 50 Jahren wandeln kann.

Und ich finde es stark, dass die Benediktiner von St. Ottilien es im Anschluss an ihr Generalkapitel selbst unternehmen, ihre 135-jährige Geschichte neu zu lesen. Darum haben wir gleich und gern zugesagt, als Abtpräses Jeremias mit der Idee zu dieser Tagung auf uns zugekommen ist. ■

## Tour d'Horizon

In einer knappen Tour d'Horizon möchte ich die neueren Erscheinungen zur Geschichte unserer Kongregation kurz präsentieren.

Cyrrill Schäfer, Mönch von St. Ottilien und ausgewiesener Historiker, hat in mehreren Bänden Quellenmaterial zur Gründung der Missionsbenediktiner ediert, mit einem Schwerpunkt auf den programmatischen und biographischen Schriften Andreas Amrheins, des Gründers und ersten Ideengebers von Sankt Ottilien.

Sigrid Albert, die heute bei uns ist, gab vor 4 Jahren unter dem plakativen Titel *Mission im Krieg* das Tagebuch Norbert Webers heraus, der während des Maji-Maji-Krieges 1905 Deutsch-Ostafrika besuchte, eine bislang leider kaum beachtete Quelle. Der gleichen Autorin verdanken wir eine seit 2009 in der Zeitschrift *Vox Latina* seriell erscheinende Geschichte der Erzabtei St. Ottilien und ihres weltweiten Wirkens, die neu und sehr gründlich aus den Quellen erarbeitet wird. Unlängst erschien die 53. Folge. Dankenswerterweise werden diese Folgen von Zeit zu Zeit auch in deutscher Sprache veröffentlicht.

Der inzwischen verstorbene Missionstheologe Karl Josef Rivinius, ein Steyler Missionar, verfasste 2017 aus eigenem Antrieb eine Geschichte der Anfänge der benediktinischen Missionsarbeit in Ostafrika.

Johannes Mahr hat die letzten 15 Jahre seines Lebens der missionsbenediktinischen Historiographie gewidmet und inzwischen ca. einen Regalmeter verfasst: einige kleinere Monographien, dazu 3 Bände zur Missionstätigkeit in Ostasien, 7 Bände zur Geschichte der Abtei Münschterschwarzach und den ersten Band einer geplanten Trilogie zum Wirken der Missionsbenediktiner in der Kolonie Deutsch-Ostafrika. Dieser Band sollte heute hier vorgestellt werden. Die Fertigstellung hat sich geringfügig verzögert.

Allen diesen Veröffentlichungen gemein ist, dass sie im Umfeld unserer Klöster entstanden sind. Gute Lesbarkeit für ein nicht-akademisches Publikum, eben auch für unsere Klosterkonvente, ist dabei ein wichtiges Kriterium bei aller gebotenen Ernsthaftigkeit.

Dagegen steht bei den neueren Veröffentlichungen, die im akademischen Bereich und das heißt in größerer Distanz zu unseren Klöstern entstanden sind, die Rezeption zeitgenössischer kulturwissenschaftlicher Diskurse erkennbar im Vordergrund – Stichwort Postkoloniale Studien.

Bereits 2015 erschien das Buch von Christine Egger *Transnationale Biographien: Die Missionsbenediktiner von St. Ottilien in Tanganjika 1922–1965*. Hier wurden wir zum ersten Mal mit den Themen zeitgenössischer Geschichtsforschung und den zugrundeliegenden Theorien vertraut gemacht.

Einen starken Akzent setzte Richard Hölzl, dessen Habilitation 2021 in Druck erschien. Der Titel *Gläubige Imperialisten* war ein Paukenschlag und als solcher auch ein Weckruf. Das Buch beschäftigt sich in der Hauptsache mit den Missionsbenediktinern.

Im gleichen Jahr und im gleichen Verlag (Campus Verlag) erschien von Bettina Brockmeyer das Buch *Geteilte Geschichte, geraubte Geschichte: koloniale Biografien in Ost-*



Foto: Erzabtei St. Ottilien

Die Missionsbenediktiner von St. Ottilien missionierten früh in Afrika. Oft gingen Kolonialisierung und Missionierung eine gefährliche Verbindung ein. Heute üben sich die Missionsbenediktiner in einer Re-Lecture und arbeiten ihre Geschichte auf.

*afrika (1880–1950)*. In diesem Buch verbindet sie die Biographien eines jungen Afrikaners, der nach Deutschland verbracht wird und später in seine ostafrikanische Heimat als Chief zurückkehrt, einer Kolonialistin und eines Missionsbenediktiners. Die Lebenslinien der drei haben sich geografisch in Iringa und auch bei den Missionsbenediktinern gekreuzt. Anschauliche und lesbare Schilderungen der Verhältnisse werden hier mit einer Einordnung der Narrative in moderne Theorie-Diskurse verbunden.

---

Das „Neu Lesen“ des Titels bezeichnet eine Re-Lecture. Ein Wiederlesen oder Neu-Lesen des eigentlich schon längst Bekannten. Das hat Tradition: Die monastische Lesepraxis zielt nicht auf das Viellesen, sondern auf die wiederholende Vertiefung.

---

### Was machen wir hier heute eigentlich?

Im Untertitel der heutigen Veranstaltung heißt es „Die Missionsbenediktiner lesen ihre Geschichte neu“.

Ich möchte zunächst einmal darauf hinweisen, dass die verschiedenen missionierenden Orden je nach ihrer eigenen Tradition recht unterschiedliche Zugänge zur Mission und auch zu ihrer je eigenen Geschichte entwickelt haben. Das ist eine Differenzierung, die ich in den ersten Kapiteln Hölzls etwas vermisste.

Für die Benediktiner charakteristisch ist tatsächlich ein Bemühen um Kultur, und auch um Buchkultur. Das hat seinen Ursprung in der Lebensordnung der Mönche, in der die Lektüre der heiligen Schrift und anderer Bücher einen festen Platz hat.

Das „Neu Lesen“ des Titels bezeichnet eine Re-Lecture. Ein Wiederlesen oder Neu-Lesen des eigentlich schon längst Bekannten. Das hat Tradition: Die monastische



Foto: Rufus46 / Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0

Die Missionsbenediktiner von St. Ottilien sind weltweit tätig. In der Klosteranlage St. Ottilien befindet sich auch das Missionsmuseum, dessen Sammlung Gegenstand dieser Tagung gewesen ist.



Zur abschließenden Diskussion versammelten sich alle Referierenden auf dem Podium (v.l.n.r.): Prof. Dr. Sigrig Albert, Abt Christian Temu OSB, Abtpräses Jeremias Schröder OSB, Dr. Johannes Schießl, Prof. Dr. Bettina Brockmeyer und Prof. Dr. Johannes Mahr.

Eine zweite Ordens-  
tradition kann uns dabei  
helfen, die Geschichte  
aufzuarbeiten, die  
Demut. Die verlangt  
von uns, den Realitäten  
und Hinfälligkeiten  
unseres Lebens und  
Wirkens realistisch ins  
Auge zu schauen.

wir heute und in dieser Zeit versuchen. Unsere Geschichte noch einmal zu zerkauen, um zu entdecken, was sich an Übersehenem, an Nicht-Bemerktem und an Unverdaulichem darin findet.

Eine zweite Ordensstugend kann uns dabei vielleicht helfen, die Demut. Die verlangt von uns, den Realitäten und Hinfälligkeiten unseres Lebens und Wirkens realistisch ins Auge zu schauen.

Dabei hilft oft der Blick von außen. In der Benediktusregel wird im Kapitel über die Aufnahme fremder Mönche gesagt: „Sollte er in Demut und Liebe eine begründete Kritik äußern oder auf etwas aufmerksam machen, so erwäge der Abt klug, ob ihn der Herr nicht gerade deshalb geschickt hat.“

Das ist glaube ich, eine ganz brauchbare Hermeneutik für das Herangehen an diese neueren Veröffentlichungen.

Wir haben allerdings auch etwas beizutragen zu diesen postkolonialen Diskursen:

1. Eine ziemlich beispiellose Kontinuität. Die von den Missionsbenediktinern gegründeten Institutionen existieren an den meisten Orten bis heute – natürlich transformiert, aber doch in deutlich erkennbarer Fortsetzung des

Leseprozesses zielt nicht auf das Viellesen, sondern auf die wiederholende Vertiefung. Dafür wird gelegentlich das schöne Bild des Wiederkäuens verwendet, der Ruminatio, wie das auf Lateinisch heißt. Die Kuh bringt ja bekanntlich das schon einmal verdaute Futter noch einmal ins Maul, um es ein zweites Mal zu zermahlen, erneut zu verdauen und mehr Nährstoffe daraus zu ziehen. So wird die Praxis der klösterlichen Lectio beschrieben. Und das ist vielleicht auch das, was

vor mehr als 100 Jahren Begonnenen. Das zeigt sich an Gebäuden, Archiven, Praktiken, aber auch an einem Bewusstsein dieser Kontinuität, das sich in Jubiläen und Narrativen Ausdruck verschafft. Hier gibt es nicht nur historische Erinnerungen, sondern lebendige memoria.

2. Die Träger dieser Memoria sind Teil der einheimischen Gesellschaften. Es mag hier und da noch einen Europäer geben, aber die Verantwortungsträger dieser Institutionen sind durchweg einheimisch. Die Themen, die heute hier verhandelt werden, sind für sie von unmittelbarem Interesse. Sie sind Erben der Missionare, ebenso wie sie Nachfahren der vom Kolonialismus betroffenen Personen und Gesellschaften sind.

Hierin sehe ich die besondere Chance unserer missionsbenediktinischen Re-Lecture: dass wir Akteure in diese Reflexion einbeziehen können, die die Ambivalenzen dieser Geschichte in ihrer eigenen Identität verhandeln können und wohl auch müssen – nicht nur historisch, sondern auch sehr gegenwartsbezogen. Deswegen möchte ich auch den zahlreichen anwesenden Mitbrüdern aus Ostafrika danken, die sich heute hier für diesen Anlass eingefunden haben. Es ist meine sehnliche Hoffnung, dass diese Relecture heute hier nicht endet, sondern dass sie erst beginnt, und dass ihre nächsten Sessionen unter ganz anderen Vorzeichen stattfinden können, vielleicht in Daressalam, in Iringa oder in Songea. ■

Hierin sehe ich die besondere Chance unserer missionsbenediktinischen Re-Lecture: dass wir Akteure in diese Reflexion einbeziehen können, die die Ambivalenzen dieser Geschichte in ihrer eigenen Identität verhandeln können und wohl auch müssen.

# Missionsgeschichtliche Sammlungen

## Überlegungen zum Umgang mit ihnen

von Jörg Lüer

**L**assen Sie mich mit einer kleinen Begebenheit beginnen: Vor zwei Jahren waren wir mit unserer Task Force Umgang mit dem kolonialen Erbe in St. Ottilien und hatten eine Führung durch dieses sehr schöne Museum. Diese wirklich gute Führung hat mir große Freude gemacht. Ich stellte aber fest, dass mein junger afrikanischer Kollege Valerie Viban aus Kamerun, der bei uns im Team in Berlin ist, sich von der Gruppe entfernte. Er ging irgendwie weg und war nicht ansprechbar. Nach der Führung fragte ich ihn: „Valerie, was ist los?“ Er sagte: „Ich habe mich so geärgert. Wie stellt ihr denn Afrika dar? Exotik und Armut. Das wird uns doch nicht gerecht“.

Mir geht es an dieser Stelle nicht darum, die Ausstellung zu kritisieren. Wichtig scheint mir vielmehr zu sein, wahrzunehmen wie unterschiedlich Wahrnehmungen sein können. Meinen afrikanischen Kollegen hat die Ausstellung massiv unangenehm berührt und er konnte in dem Moment emotional affektiv nicht anders, als sich von der Gruppe zu entfernen und seinen eigenen Weg durch die Ausstellung zu suchen.

### Unterschiedliche Wahrnehmungen von kolonialen Sammlungen

Damit sind wir beim Thema, von dem wir in dieser Tagung schon wiederholt gesprochen haben: Wir müssen miteinander reden! Dass mein Kollege und ich das an der Stelle tun konnten, lag daran, dass wir schon eine Beziehung hergestellt hatten, in der genug Vertrauen herrschte, um einander den Dissens zumuten zu können. Aber wie viel Wut und wie viel Aufgeregtheit geht an uns vorbei und muten wir einander eben nicht zu, um des lieben Friedens willen? Ich bin fest davon

überzeugt, dass dieses aus unterschiedlichen Quellen gespeiste Schweigen unsere Lernprozesse behindert. *Justitia et Pax* befasst sich seit vielen Jahren mit dem Themenfeld Umgang mit gewaltbelasteter Vergangenheit und Versöhnungsprozessen. In der Regel sind das näherliegende Konfliktkonstellationen, wie die Kriege im ehemaligen Jugoslawien oder wie heute der Krieg gegen die Ukraine.

Aber wir haben im Rahmen unserer weltkirchlichen Praxis festgestellt, dass die Auswirkungen des Kolonialismus unsere Beziehungen stören, dass viele Fragen offen und Verwundungen anwesend sind. Das spüren wir in Lateinamerika und das spüren wir ganz stark in Afrika. Vor diesem Hintergrund haben wir uns dafür entschieden, uns in dieser Amtszeit mit dem Umgang mit dem kolonialen Erbe auseinanderzusetzen. Dazu haben wir eine Task Force eingerichtet, in der auch St. Ottilien durch Pater Theophil vertreten gewesen ist. Das Ziel dieser Arbeit ist es, als eine kirchliche Stimme zum Umgang mit dem kolonialen Erbe, einen Beitrag zum gesellschaftlichen Diskurs zu leisten, aber selbst sprach-

---

**Wir haben im Rahmen unserer weltkirchlichen Praxis festgestellt, dass die Auswirkungen des Kolonialismus unsere Beziehungen stören, dass viele Fragen offen und Verwundungen anwesend sind. Das spüren wir in Lateinamerika und das spüren wir ganz stark in Afrika.**

---



**Dr. Jörg Lüer**, Geschäftsführer von *Justitia et Pax*, Berlin

fähiger zu werden. Dabei gilt es auch Sorge zu tragen, dass unsere spezifischen kirchlichen Erfahrungen angemessen reflektiert und nicht nur als Projektionsfläche für säkulare Selbstbilder funktionalisiert werden.

Die weltkirchlichen Zusammenhänge stellen für das Gespräch über die bis heute relevanten Auswirkungen des Kolonialismus einen soziokulturellen Rahmen dar, der sich als extrem produktiv erweist. Die aus der Geschichte des Kolonialismus resultierenden Probleme sind anwesend in unseren Gemeinschaften sowie in der Weltkirche, auch wenn das nicht immer direkt ins Auge springt. Die Spannungen sind da, aber die gläubige Verbundenheit auf denselben Horizont hin, trägt substantiell etwas aus, wenn es darum geht, gemeinsam mit diesen Spannungen umzugehen. Es gibt sozusagen ein Grundvertrauen, dass da etwas Größeres ist, das es uns möglich macht, mit der verstörenden Anwesenheit der Geschichte umzugehen.

**Papst Johannes Paul II. hat bei seinem berühmten Schuldbekenntnis nicht zufällig auch das Problem des kolonialen Versagens der Kirche angesprochen. Letztlich reden wir nicht davon, wie wir mit „Artefakten“ umgehen, sondern wir reden von unserem Selbstverständnis.**

### Das Verhältnis von Mission und Kolonialismus

Der Diskurs über Postkolonialismus ist keine Sache mehr für Spezialisten. Er wird zunehmend zu einer gesellschaftlichen Debatte – national wie international. Wir sind als Kirche gefordert, uns in diesem Diskurs zu verorten und uns zu ihm zu verhalten, sowohl theoretisch als auch sehr konkret praktisch. Die weltweite Verbreitung des Christentums europäisch-westlicher Prägung ist eng, wengleich auch durchaus ambivalent mit der Geschichte des Kolonialismus verbunden. Mission und Kolonialismus standen in einem Verhältnis spannungsreicher Verstrickungen. Die Auseinandersetzung über dieses Verhältnis ist so alt wie das Verhältnis selbst. Wir blicken auf eine lange Lerngeschichte zurück, wie wir zum Beispiel am Themenfeld „Inkulturation“ sehen können. Leider haben wir diese spannungs- und lehrreiche Lerngeschichte zum Teil vergessen. Wir selber kennen unsere eigene Lerngeschichte nicht mehr richtig. Dabei liegt gerade in der Fähigkeit, aus Fehlern zu lernen und konkrete Schlüsse zu ziehen, ein wichtiges Moment der Ermutigung.

Die Fehler, von denen wir zu reden haben, sind oft mit massiver Schuld verbunden. Nicht selten haben sie Verbrechen nach sich gezogen. Wir

haben hier nicht nur über die Zeit des Hochimperialismus zu sprechen. Im Grunde genommen geht es um die gesamte europäische Expansion seit dem 15. Jahrhundert. Dabei zeigen sich vielfältige Formen der Verstrickung, die deutlich machen, wie sehr auch das Christentum und die Kirche Teil des kolonialistischen Geschehens war. So ist z. B. der Kampf gegen die Sklaverei im Norden zwar zu großen Teilen auch aus christlichen Wurzeln erwachsen. Das vermag aber nicht darüber hinweg zu täuschen, dass die Kirche und die meisten Ordensgemeinschaften – die Missionsbenediktiner haben die Gnade der späten Geburt an dieser Stelle – selber Sklaven gehabt hat.

Zudem hat es sehr lange gedauert, bis wir uns kritisch verhalten haben. Die Jesuiten – und sie stehen hier pars pro toto – haben ihre letzten Sklaven verkauft, nicht frei gelassen. Ein lehrreiches Beispiel für die Ambivalenz im Umgang mit den kolonialen Verhältnissen: „Klug wie die Kinder der Welt, wir wollen das Richtige tun, aber es soll nicht zu viel kosten“. Über diese Dinge redlich zu sprechen, ist eine Frage der Glaubwürdigkeit. Papst Johannes Paul II. hat bei seinem berühmten Schuld-

technischen Frage, wie wir mit „Artefakten“ umgehen, sondern wir reden von unserem Selbstverständnis. Wir reden davon wie wir uns zu uns selbst, zu den anderen, und zu denen verhalten, die vor uns waren.

Der postkoloniale Diskurs ist politisch und moralisch bemerkenswert aufgeladen. Postkolonialismus funktioniert nicht selten als Kampfbegriff, als versuchte Überwältigung der Anderen. Der hohe Ton, in dem dieser Diskurs oft stattfindet, weist darauf hin, dass das Ganze einen Glutkern hat, der von Identität handelt, und zwar bei allen Beteiligten. Identität, ein oftmals und nicht ganz zu Unrecht immer wieder kritisch befragter Begriff, ist hier zu verstehen als etwas permanent Fließendes zwischen dem Pol unserer Erfahrungen – einschließlich und insbesondere auch unserer Verletzungen – und dem anderen Pol unser positiven Selbstbilder. Die Spannung ergibt sich aus dem „was wir sein wollen“ und dem „was wir sind“. Das führt sowohl zu einem innerlich – zumindest wenn es eine lebendige Identität ist – spannungsreichen Verhältnis, was recht produktiv sein kann. Es führt aber nicht selten auch zu einem Spannungsverhältnis zu den anderen. Wenn

Martin Buber und Emanuel Levinas Recht haben, dann kommen wir in Identitätsfragen ohne die anderen auf keinen grünen Zweig. Dieser Befund ist auch für den Umgang mit den missionsgeschichtlichen Sammlungen wichtig.

Ein weiterer Punkt scheint mir für unsere Vorhaben zentral zu sein: Wir können nicht von *dem* Kolonialismus reden und nicht von *der* Mission. Wir müssen vielmehr die Vielfalt und Unterschiedlich-

keit der Kontexte ernst nehmen. Gewalt ist sehr konkret und die Antwort darauf muss genauso konkret sein. Das, was jetzt heute über Ostafrika gesagt wurde z. B. über das Verhältnis der Mission zu den Kolonialherren, würde sich in Kamerun anders darstellen und diese



Die missionarischen Sammlungen, die Bilder oben und rechts zeigen das Missionsmuseum von St. Ottilien, sind mehr als nur (anti)koloniales Erbe. Sie sind vor allem auch Teil der Geschichte der Ordensgemeinschaften und auch Teil der Geschichte der Kirche.

Foto: Br. Cassian Jakobs / Erzabtei St. Ottilien

bekenntnis im Jahr 2000 nicht zufällig auch das Problem des kolonialen Versagens der Kirche angesprochen. Darin wird etwas erkennbar, was auch für den Umgang mit den missionsgeschichtlichen Sammlungen wichtig ist. Letztlich reden wir nicht von einer

Unterschiede sind relevant. Wenn wir nämlich die realen Beziehungen heute verändern wollen, dann geht das nicht auf einer abstrakten Ebene, das geht nur in der Konkretion der Ebene.

Wir haben bei *Justitia et Pax* vor dem skizzierten Hintergrund eine Definition für postkoloniales Denken und Handeln formuliert, die wie folgt lautet:

*Das gemeinsame Nachdenken und Handeln beim Umgang mit den Folgen des Kolonialismus als einem wie wohl asymmetrischen aber dennoch gemeinsamen Erbe mit dem Ziel der Herstellung von versöhnten Beziehungen.*

Dementsprechend müssen wir uns miteinander über dieses Erbe verständigen. Alleine werden wir der Bedeutung dieses Erbes nicht auf die Spur kommen und der daraus erwachsenen Verantwortung nicht gerecht werden.

Ergo: Wir müssen mehr miteinander reden. In diesem Reden werden die Beziehungsstörungen, die als Hindernis aber auch Anstoß anwesend sind, sichtbar werden. Unsere eigenen Prägungen werden in der Begegnung mit den anderen erfahrbar. Je mehr wir uns mit diesen Dingen befassen, umso deutlicher tritt das Beziehungsmotiv hervor.

Lassen Sie es mich am Beispiel von Kamerun veranschaulichen. Sie haben sicherlich von der Ngonso gehört, einer mütterlichen Ahnenfigur der Nso aus dem Nordwesten Kameruns, die seit 1902 in Dahlem im Magazin steht und jetzt im Humboldt-Forum bis vor kurzem zumindest sichtbar war. Mittlerweile hat die Stiftung Preußischer Kulturbesitz zugesagt, die Figur zurückzugeben. Wir haben, als wir jetzt in Kamerun unterwegs waren, mit den Partnern geredet, auch mit dem Fon, also mit den Chiefs und es wurde eines sehr, sehr deutlich: Es ist schön, wenn die Ngonso zurückgegeben wird, so kompliziert das jetzt in der kamerunischen Lage ist, aber das Problem ist damit nicht gelöst. Es braucht vielmehr einen Heilungsprozess, in den wir ein-

treten, auf den wir uns einlassen müssen, um das, was zu heilen ist, vielleicht zu heilen. Das heißt – Sie merken, ich nähere mich Stück für Stück an die Sammlungen an – hier geht es um mehr als um Gegenstände. Es geht um Manifestationen von Selbstverständnissen, von Beziehungen und von Beziehungsstörungen. Diese Beziehungsstörungen



Ausgedrückt wird durch die Sammlungen auch, wie die Missionierenden auf die missionierten Gesellschaften blickten. Sie sind gewissermaßen ein Fenster, durch das man hineinschauen kann, in dem man sich aber auch zugleich selber spiegelt.

Foto: Br. Cassian Jakobs / Erzabtei St. Ottilien

finden übrigens nicht nur zwischen Nord und Süd, sondern aufgrund der unterschiedlichen Rollen im kolonialen Prozess oftmals auch zwischen den verschiedenen Volksgruppen statt. Das heißt, wenn wir hier an diese Dinge drangehen, berühren wir auch sensible Beziehungen in den Kontexten selbst. Das gilt es zu berücksichtigen.

### **Konsequenz für missionsgeschichtliche Sammlungen**

Was bedeutet all das nun für die missionsgeschichtlichen Sammlungen? Die Sammlungen sind komplexe und vielfältige Manifestationen des kolonialen, bisweilen antikolonialen aber auch postkolonialen Erbes. Sie sind auch Manifestationen des Lernprozesses, des Verstehens Wollens. Sie verkörpern Selbstbilder und praktische Realitäten der Ordensgemeinschaften. Sie sind gewissermaßen der haptische Teil ihrer Geschichte und bisweilen verkörpern sie auch noch die Rolle herausragender Persönlichkeiten. Sie sind aber auch zugleich Teil der Geschichte der Kirche. Und sie sind zugleich Teil

der Geschichte der missionierenden Ursprungsgesellschaft. Dazu kommt ein interessantes Themenfeld: Die missionierende Ursprungsgesellschaft Deutschland z. B. versteht kaum noch, was damals ihr Impuls gewesen ist. Die zunehmende gesellschaftliche Unfähigkeit religiöse Kontexte zu verstehen, erschwert es der Gesellschaft, ihre eigene Geschichte angemessen vor sich zu bringen. Daraus entstehen spezifische Spannungen und bisweilen auch säkulare Projektionen.

Wir sind gefordert, mit dieser Situation dialogisch umzugehen. Des Weiteren spiegeln die Sammlungen auch Teile der missionierten Gesellschaften aus der Perspektive der Missionierenden. Sie sind gewissermaßen ein Fenster, durch das man hineinschauen kann, in dem man sich aber

auch zugleich selber spiegelt. Ich würde daher die missionarischen Sammlungen, um ein Wort von Johann Baptist Metz zu gebrauchen, gerne als „gefährliche Erinnerung“ verstehen. Eine gefährliche Erinnerung an das richtige Leben im Falschen und dessen Grenzen. Diese Grenzen sind oft mit Schuld und massiven Verletzungen verbunden. Es ist unsere Aufgabe, damit angemessen umzugehen. Der Umgang mit diesen Sammlungen kann uns vielfältige Aufschlüsse geben über die Verhältnisse innerhalb der Orden, innerhalb der Kirche, innerhalb der Gesellschaften, aber auch in unserem Verhältnis zu den ehemaligen kolonialisierten Gesellschaften. Wir müssen die Komplexität des Ganzen in den Blick nehmen.

Als wir bei *Justitia et Pax* angefangen haben, uns mit dem Thema zu befassen, hatte ich ein sehr interessantes Telefonat mit einer verantwortlichen Schwester bei der DOK (Deutsche Ordensoberenkonferenz). Das Erste, was mir entgegenschlug und das kam später auch aus anderen Ordenszusammenhängen, war Widerständigkeit. Es wurde die Frage artikuliert: Wohin soll das führen?

Zu spüren war die Angst vor einer allgemeinen Verurteilung, der Beschädigung des Ansehens des Erbes, Angst, dass die Loyalität zu den vorherigen Generationen womöglich beschädigt werden könnte, Angst vor der Abwertung der eigenen Lebensleistung, überhaupt des ganzen eigenen Lebenskonzepts, Angst vor dem Kontrollverlust. Aus dieser Angst erwachsen spezifische Versuche wie z. B. der sentimental, nostalgischen Affirmation.

Es ist die Versuchung, das schöne alte Selbstbild einfach ein bisschen aufgehübscht wieder aufzustellen. Auf diese Weise wird man die Würze des Erbes allerdings nicht heben können. Eine andere Versuchung ist der des Nicht-Umgangs mit dem Erbe. Das kann unterschiedliche Gründe haben, z. B. schlichte personelle und finanzielle Überforderung. Ich denke an die vielen kleinen Ordensgemeinschaften, die kaum die erforderlichen Möglichkeiten und Ressourcen haben. Ein besonderes Symbol für den Nicht-Umgang – die Steyler Missionare mögen es mir verzeihen – ist das Völkerkundemuseum in St. Augustin. Als ein solches Symbol ist es wiederum eine sperrige gefährliche Erinnerung, auf die wir produktiv antworten müssen. Aber der derzeitige Zustand, einen solchen Ort einfach zu schließen anstatt ihn produktiv zu transformieren, ist nicht tragbar. Es wäre ein Zeichen von Unfähigkeit unsererseits, und ich meine nicht nur seitens der Steyler sondern auch kirchlicher- und gesellschaftlicherseits.

Eine weitere Versuchung besteht darin, alles richtig machen zu wollen. Es

reicht nicht, sich einfach den Leitfaden des Deutschen Museumsbunds zu nehmen, und zu sagen, jetzt haben wir alles richtig gemacht. Das wovon wir reden und damit komme ich zu meiner Eingangsgeschichte zurück, hat mit Affektlagen und Verletzungen zu tun. Dabei liegt es in der Natur der Dinge, dass es Konflikte geben wird beim Umgang mit den Sammlungen. Wir müssen die mit den Sammlungen verbundenen oder sich an ihnen manifestierenden Verletzungen klug ins Wort heben und Formen finden, damit umzugehen. Die Sammlungen bieten in dieser Hinsicht eine große Chance, wenn wir sie in einen breiteren Kontext stellen.

### Das Erbe antreten und teilen

Vor diesem Hintergrund bin ich sehr froh, dass die deutsche Ordensoberenkonferenz ein Projekt beschlossen hat, das Erbe zu erheben, gewissermaßen Inventur zu machen, was eigentlich an Objekten vorhanden ist. Das geht von menschlichen Überresten bis zu banalsten Mitbringenseln. Damit ist sozusagen die gesamte Alltagspraxis des Lebens abgebildet. Es geht darum, das Erbe anzuschauen und ignatianisch gesprochen zu verkosten, es praktisch zu erfassen, damit wir wissen, wovon wir eigentlich konkret reden, um dann gemeinsam darüber nachzudenken, was die Bedeutung dieser Sammlungen ist. Gleichzeitig geht es darum, zu kontextualisieren. Das können wir nicht alleine hier im Norden, dafür brauchen wir definitiv die Partner in Afrika und ihre Perspektiven und Erfahrungen. Es geht darum,

Das Erbe gehört nicht uns, sondern es ist ein Erbe für andere Generationen, das nützlich sein muss für uns, aber auch die anderen und gerade auch für die, die nicht zu uns im religiösen Sinne gehören. Also sind wir gefordert, auch gerade im Umgang mit den Sammlungen Multiperspektivität zu entwickeln und Transparenz.

das Erbe aktiv anzutreten und es nicht nur zu verwalten. Dazu werden wir aber eine Perspektive benötigen. Was sollen diese Sammlungen eigentlich? Sie haben ihren alten Zweck der Werbung weitestgehend erfüllt. Wozu wollen wir sie jetzt haben? Was sollen wir zu welchem Zweck mit ihnen machen?

Dabei wirft sich eine weitere Frage auf: Wer tritt das Erbe an? Wer kann das Erbe tragen? Das ist nicht von vornherein klar. Wenn die Ordensgemeinschaften das selber tun können, dann ist es gut. Sie haben den ersten Zugriff. Aber die angesprochenen kulturellen und politischen Fragen legen doch nahe, dass wir größere, tragfähigere Plattformen brauchen, um mit diesem Erbe umzugehen.

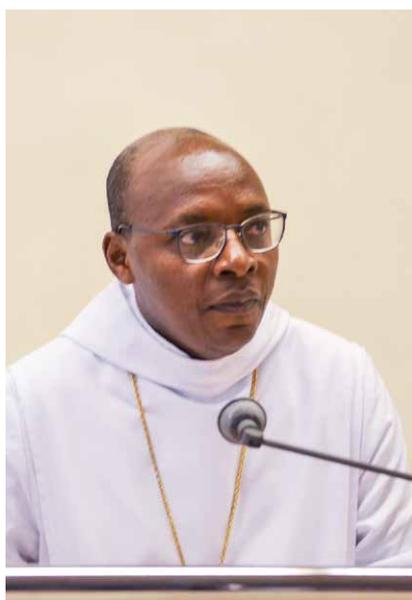
Das bringt mich zu meinem letzten Punkt: das Erbe teilen. Das Erbe gehört nicht uns, sondern es ist ein Erbe für andere Generationen, das nützlich sein muss für uns, aber auch die anderen und gerade auch für die, die nicht zu uns im religiösen Sinne gehören. Also sind wir gefordert, auch gerade im Umgang mit den Sammlungen Multiperspektivität zu entwickeln und Transparenz. Sie merken meine Perspektive auf die Sammlungen, ohne dass ich Ihnen konkrete Vorschläge machen könnte, wie das geht, ist, dass sie perspektivisch Orte der Begegnung, des Austauschs, der Reflexion und des Diskurses sein können. In der Art und Weise, wie wir – vielleicht stellvertretend – mit den Verwundungen des Kolonialismus und seinen Folgen aber auch den positiven Leistungen der Orden umgehen, können wir, so hoffe ich, gemeinsam mit den Partnern einen produktiven Beitrag zum gesellschaftlichen Diskurs in Europa und im Süden leisten. ■



Studienleiter Dr. Johannes Schießl (Mi.) moderierte das Gespräch zwischen Dr. Jörg Lüer (li.) und Pater Theophil Gaus OSB (re.).

# Waren die Missionare Agenten des Kolonialismus in Afrika?

Eine Analyse aus afrikanischer Sicht  
von Christian Temu OSB



Abt Christian Temu OSB, Abtei Ndanda/Tansania

**I**ch wurde an den Hängen des Kilimandscharo geboren, wo wir einen sehr ausgeprägten Sinn für das Zusammenleben haben. Allerdings hatten wir einen Nachbarn, der nie lachte. Manchmal hat er auch seine Kinder und Frau verprügelt. Er war ziemlich unhöflich und wir mochten ihn nicht. Nachbarn gaben ihm den Spitznamen „Mkoloni“, das swahilische Wort für Kolonialist. Das war das erste Mal, dass ich von diesem Begriff hörte. Als Kind wusste ich: Dieser Begriff muss mit etwas Bösem oder Schlechtem zu tun haben.

Dann begann das Schulleben in den frühen 1980er Jahren. Zu dieser Zeit hörte ich von meinen Lehrern mehr über Kolonialismus. Sie können sich vorstellen, was unsere damalige sozialistische Regierung uns über Europa und sein Engagement in Afrika beibrachte. Wir lasen darüber, was die Belgier im Kongo, die Briten in Kenia, die Deutschen in Namibia und natürlich in Deutsch-Ostafrika, dem heutigen Tansania, taten. Die Geschichte

war fast immer dieselbe: Fremde, die in die traditionelle Lebensweise der Afrikaner eingriffen, Zwangsarbeit, Diebstahl von Rohstoffen oder Kulturgütern, Brutalität, Amputationen, Tötungen und, und, und ...

## Rückblick mit historischem Blick

Ereignisse finden in bestimmten historischen Kontexten statt. Das frühe Leben der benediktinischen Mission in Deutsch-Ostafrika gegen Ende des 19. Jahrhunderts begann fast zeitgleich mit der Einführung des deutschen Kolonialismus in unserem Land. Die benediktinischen Missionare begannen mit ihrer Arbeit zu der Zeit, als die Berliner Konferenz (1884–1885) den Erwerb von Kolonien gebilligt hatte. Es war ein historischer Rahmen, auf den die Benediktiner keinen Einfluss hatten. Aus heutiger Sicht waren die Kolonialisten und die Missionare sicherlich unterschiedliche Gruppen – jede mit ihrer eigenen Agenda. Damals war diese Unterscheidung für unser Volk jedoch nicht klar.

Der berühmte südafrikanische Erzbischof Tutu hat einmal gesagt: „Als die Missionare nach Afrika kamen, hatten sie die Bibel und wir hatten das Land. Jetzt haben wir die Bibel und sie haben das Land.“ Der kenianische Dichter und Schriftsteller Ngũgĩ wa Thiong’o stimmt Tutu zu, wenn er schreibt: „Die Missionare sagten uns, wir sollten unsere Augen schließen, um zu beten. Als wir sie öffneten, war unser Land verschwunden.“ Die Ermordung von Bischof Cassian Spieß und anderen Benediktinermissionaren in Tansania ist ebenfalls ein Beweis dafür. Die Mörder betrachteten auch Missionare als Weiße, die gekommen waren, um ihr Land zu nehmen. Es war nicht so einfach, eine Unterscheidung zu treffen. Wenn wir jetzt zurückblicken, ist die Situation klarer. Jetzt wissen wir, wer

die Bösen und wer die Guten waren: Der Kolonialismus wurde beendet, Mission geht weiter ...

## Waren Missionare Agenten des Kolonialismus in Afrika?

Dies ist eine provokante Frage. Ihre Beantwortung hängt von demjenigen ab, der sie stellt. Richtet sich diese Frage an Andreas Amrhein und seine erste Gruppe von Missionaren, so wird die Antwort definitiv negativ ausfallen. Würde man hingegen argumentieren, dass die Benediktinermissionare in Tanganjika eine koloniale Agenda ihrer Heimatländer umsetzen, würde ich dieses Argument als absurd bezeichnen.

Ein Afrikaner mit moderaten Ansichten – wie ich – würde die Frage mit der zweideutigen deutschen Antwort JEIN beantworten.

---

Wir lasen darüber, was die Belgier im Kongo, die Briten in Kenia, die Deutschen in Namibia und natürlich in Deutsch-Ostafrika, dem heutigen Tansania, taten. Die Geschichte war fast immer dieselbe: Fremde, die in die traditionelle Lebensweise der Afrikaner eingriffen.

---

Warum Ja?

1. Missionare spalteten: Bevor die Missionare kamen, hatte unser Volk keinen theologischen Streit untereinander. Die Missionare teilten unsere Gesellschaften in katholische und protestantische Gebiete auf und trennten somit die Stämme. Mein Chagga-Stamm am Kilimandscharo ist ein gutes Beispiel dafür – bis heute.

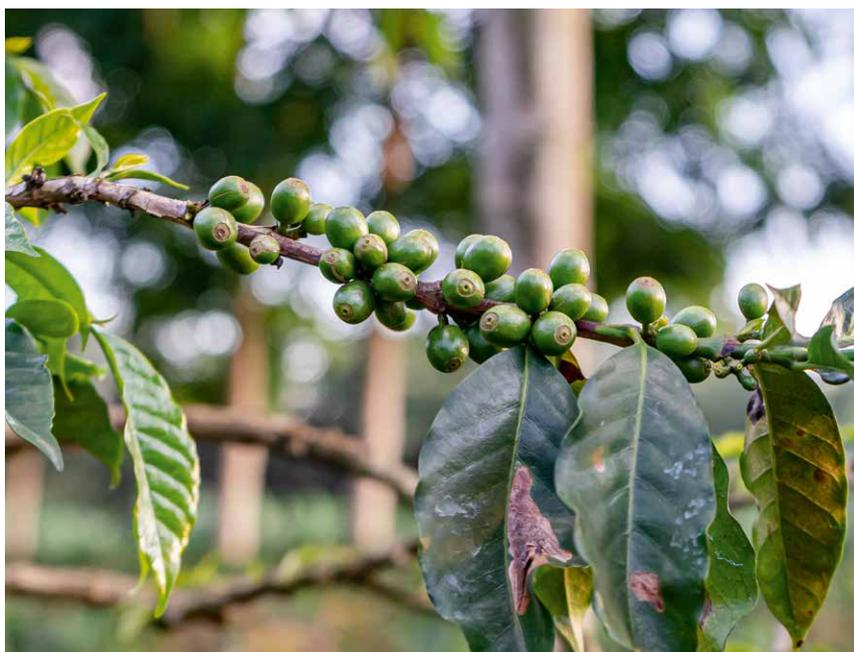


Foto: Nina R. / Wikimedia Commons, CC BY-SA 2.0

Die Missionare haben durch die Verbreitung von Bildung und die Einführung von Nutzpflanzen wie beispielsweise Kaffee einen enormen Beitrag zur sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung der missionierten Gebiete beigetragen. Bis heute ist Kaffee ein wichtiges Exportgut in Tansania.

Die Gesellschaften wurden von den Missionaren in Heiden und Christen unterteilt. Die Afrikaner begannen, an ihren traditionellen Werten zu zweifeln, die sie jahrhundertlang gepflegt hatten. Dies führte auch zu einer Spaltung in ihren Herzen, da sie

Die Gesellschaften wurden von den Missionaren in Heiden und „Christen“ unterteilt. Die Afrikaner begannen, an ihren traditionellen Werten zu zweifeln, die sie jahrhundertlang gepflegt hatten. Dieser Schaden ist heute noch in ganz Afrika zu beobachten.

versuchten, die neuen christlichen Werte zu übernehmen und gleichzeitig ihre traditionellen Gewohnheiten beizubehalten. Ich kann Ihnen sagen, dass dieser Schaden auch heute noch in ganz Afrika zu beobachten ist. Bis heute wird der traditionelle Glauben Hand in Hand mit dem christlichen Glauben praktiziert.

2. Missionare waren indirekt oder direkt Agenten der Assimilation:

Abgesehen von der echten Evangelisierung ist es unbestreitbar, dass die

Missionare entscheidend dazu beigetragen haben, die Afrikaner in die „modernen“ europäischen Werte und Lebensweisen einzuführen. Dies zeigte sich in folgenden Punkten:

- Sozialer Aspekt: Sprache, Kleidungsstil, westliche Bildung. All dies wurde an die koloniale Lebensweise angepasst.
- Wirtschaftlicher Aspekt: Produktionsmittel wie die Einführung von Cash Crops wie Kaffee am Kilimandscharo und anderswo passten gut in das koloniale Wirtschaftssystem.
- Politischer Aspekt: Die Missionare mussten sich an das koloniale politische System halten. Sie arbeiteten mit ihm und ermutigten ihre Gläubigen sicher nicht zum Widerstand. Lambert Dörr schreibt über die Bemühungen von Abtbischof Gallus Steiger, dass dieser dafür zu sorgen

hatte, dass seine Missionare in keiner Weise die Politik der Kolonialregierung kritisieren.

Bei der Bewertung dieser beiden Punkte möchte ich abschließend sagen: Die Spaltung der Gesellschaft ist sicher ein negativer Beitrag der Missionare. Auch wenn der Aspekt der Assimilierung seine Schattenseiten hat, muss ich sagen, dass es die westliche Bildung und die Einführung von Nutzpflanzen wie Kaffee waren, die einige afrikanische Gesellschaften zu Fortschritt und moderner Entwicklung katapultiert haben.

Und das bringt uns zu unserer ursprünglichen Frage: Waren Missionare Agenten des Kolonialismus? Meine Antwort lautet: JEIN. ■

Und auch wenn der Aspekt der Assimilierung seine Schattenseiten hat, muss ich sagen, dass es die westliche Bildung und die Einführung von Nutzpflanzen wie Kaffee waren, die einige afrikanische Gesellschaften zu Fortschritt und moderner Entwicklung katapultiert haben.

 Zwei Vorträge der Veranstaltung gibt es auf Video zu sehen. Sie finden die Videos in unserem YouTube-Videokanal sowie in der [Mediathek](#) unserer Website. Zu dem Referat von Bettina Brockmeyer über die christliche Mission in Deutsch-Ostafrika gelangen Sie in der PDF-Fassung dieses Heftes über [diesen Link](#) und zu dem Referat von Pater Theophil Gaus OSB zum Umgang mit dem Erbe des Kolonialismus führt Sie [dieser Link](#).



## Missionsbenediktiner im Online-Teil

Im Online-Teil wird die Dokumentation der Veranstaltung vertieft. Auf den [Seiten 96–98](#) dokumentieren wir das Referat von Sigrig Albert. Die Referentin zeigt, wie nah Mythos und Realität in der Erzählung der Ottilianischen Missionsgeschichte beieinander liegen, indem sie ausgewählte Mythen aufdeckt. Auf den folgenden [Seiten 99–102](#) lesen Sie das Referat von Johannes Mahr, der das Missionskonzept von Abt Norbert Weber OSB näher beschreibt. ■

# Online-Teil

# Mythos und historische Realität

Ottilianische Missionsgeschichte zwischen Quellen und Ideologie  
von Sigrid Albert

Vertiefung des Themas von Seite 21–30

## Missionare im kolonialen Afrika

Zu Anfang möchte ich zwei grundlegende Bemerkungen machen:

1. Während meines eigenen Geschichtsstudiums wurden wir sehr häufig auf die wissenschaftliche Vorgehensweise hingewiesen. Einer unserer Professoren, ein ausgezeichnete Historiker und Wissenschaftler, formulierte folgenden prägnanten Satz: „Lesen Sie die Quellen, und lesen Sie sie gründlich. Wenn Sie das nicht tun, können Sie sich gleich aufs Canapé werfen und überlegen, wie es gewesen sein könnte.“

Im Titel des Vortrags könnte man „Ideologie“ daher auch mit „Phantasie“ ergänzen. Dieser Satz bedeutet, dass man überhaupt die Quellen lesen soll, dass man alle Quellen lesen soll, deren man habhaft werden kann, und dass man sie alle verwenden soll, nicht nur selektiv, um eine eigene Ideologie (oder Phantasie), die man sich gebastelt hat, zu bedienen. Man soll außerdem Quellenvergleich und Quellenkritik üben (dasselbe gilt auch für die Sekundärliteratur).

2. Historiker sind Mythenjäger, wie z. B. auch der bedeutende Soziologe Norbert Elias sagte, der interdisziplinär arbeitete. Das heißt: Historiker sollen Mythen aufdecken und sie sollen nicht selbst Mythen produzieren – weder im positiven noch im negativen Sinn. Gegen beide Grundsätze wird auch heute noch in der Geschichtsschreibung zuweilen verstoßen – auch in der Geschichtsschreibung zu St. Ottilien und der benediktinischen Mission.

Ich werde versuchen, an einigen ausgewählten Beispielen zu verdeutlichen, was mit dieser Vorbemerkung konkret gemeint ist. Ich werde allerdings bei den kritischen Bemerkungen keine Namen der „Produzenten“ der Ideologie bzw. Phantasie nennen, sondern nur versuchen, den Mythos aufzudecken. Bei Interesse kann man das meiste in Band 1 und

2 meiner Darstellung der *Geschichte St. Ottiliens* im Einzelnen nachlesen. Dort findet sich auch ausführlich und detailliert die Geschichte der Ottilianischen Ostafrika-Mission bis einschließlich des 1. Weltkriegs.

### Beispiel 1: Nähe der Katholischen Mission zur deutschen Kolonialregierung

Dass die Missionare mit der jeweiligen Regierung des Landes, in dem sie Mission betreiben wollen, auf irgendeine Weise zusammenarbeiten mussten und immer noch müssen, ist klar. Dabei ist es egal, ob es sich um eine sogenannte Kolonialregierung handelt (entweder der eigenen Nation oder einer anderen) oder um die Regierung eines selbständigen Staates. Über die Vorgehens- und Verhaltensweise der deutschen Kolonialregierung und vieler Kolonisten in Ostafrika brauchen wir, glaube ich, nicht zu diskutieren. Dass da – vorsichtig ausgedrückt – einiges im Argen lag, ist bekannt.

Dennoch gibt es allenthalben einigermaßen verwunderliche Aussagen zu dieser sogenannten „Nähe“ zwischen katholischer Mission und Kolonialregierung.

a) So z. B. wenn es mit Bezug auf alle drei katholischen Missionsgesellschaften, die in Ostafrika arbeiteten (Weiße Väter (PA), die Spiritaner (CSSp), die Benediktinerkongregation von St. Ottilien (OSB)), heißt, dass die katholischen Missionare „Teil des weltlichen Herrschaftskonzepts“ waren; oder dass „sich die Patres nicht selten ähnlich rabiater Methoden“ wie die Kolonialregierung bedienten und „nicht nur der Kolonialmacht an sich, sondern ihrer militanten Zusammenfassung, der Schutztruppe aktive Hilfe“ leisteten; oder dass die katholischen Missionare „konsequente nationale

Apologeten von Kaiser und Reich, von preußischem Gehorsam und katholischem Obrigkeitsverständnis“ gewesen seien; etc. – Ich denke, dass ein weiterer Kommentar zu solchen einseitigen und undifferenzierten Äußerungen, die nicht wirklich wissenschaftlich sind, sich erübrigt. Zumal die protestantische Mission bei solchen Äußerungen nicht berücksichtigt ist, die generell eine größere Nähe zum Staat und damit auch zur Kolonialregierung hatte (Katholiken waren als ultramontan der deutschen Regierung lange

suspekt und seien keine verlässlichen Deutschen – was auch immer das heißen mag). Solche Sätze fallen also unter die Rubrik „Ideologie“.

b) Diese gerade angeführten Aussagen sind kein Einzelfall. Die Nähe zwischen Kolonialregierung und katholischer Mission wird immer wieder betont, wobei bei manchen Auto-

---

Die Nähe zwischen Kolonialregierung und katholischer Mission wird immer wieder betont, wobei bei manchen Autoren auch besonders der Aspekt der Gewaltanwendung, gerade auch durch die Missionare zum Tragen kommt.

---

ren auch besonders der Aspekt der Gewaltanwendung, gerade auch durch die Missionare zum Tragen kommt. So z. B. wenn es heißt, dass die christliche Mission „im kolonialen Alltag integraler Bestandteil der oft gewaltsamen Ausgestaltung von Herrschaft“ war; oder: Europäische Missionen waren „Teil der kolonialen Machtelite und begriffen sich als solche“. Die generelle und undifferenzierte Behauptung der Gewaltanwendung und Unterdrückung der Afrikaner in der Ostafrikanischen Kolonie durch die Missionare ist im Grunde Ideologie (genauso wie damals die Ideologie der Überlegenheit der weißen Rasse). Das klingt, als wäre Unterdrückung und Gewaltanwendung missionarisches System gewesen. Dass das in einigen Fällen vorkam, ist unbestritten.

Solche Aussagen sind beliebig vermehrbar. In den zitierten Abhandlungen geht es nicht generell um Mission, sondern um katholische Mission und speziell um die Missionsbenediktiner. Bei solchen Pauschalurteilen liegt der Ideologieverdacht nahe, vor allem weil die auch in Ostafrika zahlreich vertretenen protestantischen Missionen (jeglicher Denomination) mit keinem Wort erwähnt werden. Selbstverständlich ist es genauso falsch, generell zu sagen „die Protestanten haben ...“. Es ist zur Zeit allerdings auch wieder „modern“ und „politisch korrekt“, die katholische Kirche, die Mission und alles, was damit zusammenhängt, anzuprangern. Ob die einzelnen Aussagen auf Tatsachen beruhen oder nicht, tut dabei nichts zur Sache. Wenn Fehlverhalten jedoch auf Tatsachen beruht, muss man es natürlich deutlich sagen.

Um diese Beurteilungen zu relativieren bzw. zu widerlegen, möchte ich einige Beispiele von benediktinischen Missionaren bzw. Verantwortlichen für die Mission bringen, die sich „widersätzlich“ verhielten, entweder in ihrem Tun oder in ihren Äußerungen.

a) Da ist z. B. Pater Johannes Häfliger OSB, der sich nach dem Maji-Maji-Krieg um die hungernden Afrikaner kümmerte und sie auch vor den Ruga-Ruga-Banden zu schützen versuchte und deshalb Probleme mit der Regierung bekam.

b) Weiterhin Pater Clemens Künster OSB, der einen Kolonialbeamten angezeigt hatte, weil dieser Afrikaner prügelte. Die Konsequenzen für Pater Clemens waren von Regierungsseite aus nicht angenehm: Er hatte die Alternative zwischen Gefängnis oder Ausreise. Sein Bischof schickte ihn dann nach Deutschland zurück, weil er keinen seiner Missionare im Gefängnis sehen wollte.

c) Bischof Thoams Spreiter, der sich – ebenso wie Abt Norbert Weber – sehr für Bildung und Ausbildung der Afrikaner einsetzte, schrieb, dass afrikanische Christen lesen und schreiben lernen sollen. Denn wenn in Zukunft Wahlen in dem Land abgehalten werden, sollen afrikanische Christen nicht ohne Stimme sein (offenbar ging Spreiter von einem irgendwann einmal eigenständigen Land aus).

Solche Beispiele kann man aus den Quellen vermehren.

Interessant sind auch einige Aussagen von Bischof Thomas Spreiter OSB und Abt Norbert Weber OSB, dem Generalsuperior der Ottilianischen Kongregation, die die vermeintliche „Nähe“ zwischen benediktinischer Mission und Kolonialregierung etwas anders aussehen lassen:

a) Zum Beispiel ist hier ein Brief Thomas Spreiters an die Kolonialregierung zu erwähnen: Die Regierung hatte sich bei ihm dafür bedankt, was die Missionare auf kulturellem Gebiet leisteten. In diesem Zusammenhang ging es vor allem um die

Schulen der Mission. Die Antwort Thomas Spreiters lautete: Dieser Dank sei ja schön und gut, besser wäre es allerdings, wenn die Regierung die Benediktinermission wirklich unterstützen würde. Das war eine ziemlich klare Ansage.

b) Abt Norbert Weber machte in etlichen seiner Schriften und Reden deutlich, dass ein grundlegender Unterschied zwischen Kolonialregierung / Kolonisten einerseits und Missionaren andererseits bestehe, da Kolonialpolitiker nur aus den Schätzen des Landes und aus der Kraft des Volkes Kapital schlagen wollen, den Missionaren es aber um die unsterblichen Seelen der Afrikaner ginge. Die Kolonialpolitiker wollen die Afrikaner zu Sklaven machen, was die Missionare nicht akzeptieren könnten.

c) Norbert Weber machte weiterhin oft kritische Bemerkungen über die Kolonialregierung, ihr Verhalten und ihr Vorgehen gegenüber den Afrikanern, unter anderem in seinen Reisetagebüchern, die er auf seinen Visitationsreisen verfasste. So bezeichnete er, noch während er selbst in Ostafrika war und noch während der Maji-Maji-Krieg tobte, diesen Krieg als Freiheitskampf der Afrikaner, wobei er Vergleiche mit der deutschen Geschichte zog. Der Begriff des „Freiheitskampfes“ kam dann auch in der offiziellen Stellungnahme der Benediktiner vor, die sie verfassten, um Vorwürfen der Kolonialregierung entgegenzutreten, sie seien für einige Entwicklungen während dieses Krieges mit verantwortlich.

Dass da oft sehr wenig Nähe zwischen den Missionsbenediktinern und der Kolonialregierung bestand, wird auch hier ziemlich deutlich.

## Beispiel 2: Katholische Missionare sind konsequente nationalistische Apologeten

Der Vorwurf, dass katholische Missionare „konsequente nationalistische Apologeten“ waren, bringt mich gleich zu einem ähnlichen Punkt.

Bischof Thomas Spreiter, dem Apostolischen Vikar des Vikariats Daressalam, wurde auch ein solcher Vorwurf gemacht. Es ist bekannt, dass die deutschen Missionare (sowohl katholische als auch protestantische) zusammen mit allen Deutschen das nach dem Ersten Weltkrieg unter englische Herrschaft geratene Ostafrika verlassen mussten. Irgendwann war dann das Gerücht aufgekommen, dass Spreiter auf ein Angebot der Engländer hin mit seinen Missionaren hätte bleiben können, wenn er sich aus übertriebenem Nationalismus nicht geweigert hätte, die milden Bedingungen der Engländer anzunehmen.

Wann das Gerücht aufgekommen ist, lässt sich nicht feststellen. Aber wir erfahren davon durch eine Anfrage von



Prof. Dr. Sigrig Albert, Professorin für Soziologie und Kulturwissenschaften an der Universität des Saarlandes

1931 an Erzabt Chrysostomus Schmid, der die Sache auch an Spreiter weitergab. In diesem Gerücht hieß es, der Bischof sei dreimal zu dem freundlichen Angebot der Engländer befragt worden und habe jedes Mal den Vorschlag heftig zurückgewiesen. Auf diese Weise habe der Bischof aus übertriebenem Nationalismus einem blühenden Missionsgebiet großen Schaden zugefügt. Spreiter selbst hat diesen Vorwurf natürlich zurückgewiesen (sowohl in seinem Tagebuch als auch in seiner Antwort an den Fragen). Dass er dies zu Recht tat, geht aus den Quellen hervor, die zeigen, was Spreiter alles unternommen und versucht hat, um tatsächlich bleiben und die Mission weiterführen zu können. Außerdem wird auch aus den generellen Zielen der Engländer, die sie nach dem ersten Weltkrieg hatten, deutlich, dass an dem Vorwurf nichts war und nichts gewesen sein konnte.

Allerdings gibt es spätere sogenannte „Geschichtsschreiber“, die dieses Gerücht nicht nur gerne glaubten, sondern in diesem Zusammenhang von einer „gut gesicherten mündlichen Tradition“ sprechen, auch wenn sie keine Quellenbelege dafür hatten. Besonders fatal wird es, wenn man auch noch die Schlussfolgerung zieht, dass das Verhalten Spreiters „für die Mission verhängnisvoll“ gewesen sei und „ein Ereignis von großer Tragweite“. Wobei hier auch die Argumente und Belege für diese Behauptung fehlen. Ist das nun Ideologie oder Phantasie? Trotzdem bleibt die Frage, wer und aus welchen Gründen solche Gerüchte in die Welt setzte.

### Beispiel 3: Visitationsrezess von Abt Norbert Weber

Ein weiteres Beispiel, das sich auf Thomas Spreiter (aber auch auf Abt Norbert Weber) und auf einen früheren Zeitpunkt bezieht:

Es handelt sich um den Visitationsrezess, den Abt Norbert Weber nach seiner Afrikareise von 1905 schrieb. Ein solcher Rezess war der Propaganda zeitnah einzureichen. Nun gibt es in einer Abhandlung die Äußerung, dass Norbert Weber seinen Bericht mit großer Verspätung geschrieben habe, d. h. ein Jahr nach seiner Rückkehr (also Ende 1906), und dies sei deswegen geschehen, weil Thomas Spreiter die rechtzeitige Abfassung des Rezesses verhindert hätte (wofür es jedoch keine Belege gibt). Davon abgesehen, dass der Rezess mit „Weihnachten 1905“ datiert ist, geht aus Webers Korrespondenz mit dem Abtprimas (1.2.1906) und einer Empfangsbestätigung bzw. dem Dank der Propaganda für den Rezess (3.3.1906) hervor, dass der Bericht Anfang 1906 eingereicht worden war. Das heißt, dass diese Aussage / Behauptung nicht nur von den Quellen nicht gestützt wird, sondern ihnen auch widerspricht.

Was die Interpretation angeht, dass Thomas Spreiter die rechtzeitige Abfassung des Rezesses verhindert habe, muss man sich mehrere Fragen stellen: **1.** Wenn man die Handlungs- und Verhaltensweise Thomas Spreiters kennt, ist eigentlich klar, dass er ein Legalist war, d. h. er eher auf die rechtzeitige Abfassung gedrängt hätte (da rechtlich so gefordert); **2.** Warum hätte Thomas Spreiter den Rezess verhindern sollen? Zu der Zeit, um die es in dem Bericht ging

Bei den Initiationsunterweisungen war nicht alles verwerflich und manches gesellschaftlich Nützliche wurde tradiert.

(1903-1905), war Spreiter für das Missionsgebiet noch nicht verantwortlich (er war erst ab 1906 Apostolischer Vikar und Bischof). Zudem äußerte sich Norbert Weber in seinen eigenen Aufzeichnungen sehr lobend über die damals von Spreiter geführte Station Lukuledi. **3.** Wie hätte er den rechtzeitigen Bericht überhaupt verhindern können? – Übrigens: Was gibt das für ein Bild von Thomas Spreiter?

Das Ganze gehört also mehr in den Bereich der Phantasie. Bedauerlich ist, dass solche Dinge dann in andere Abhandlungen als „Ergebnis neuester Forschung“ übernommen werden.

### Beispiel 4: Der Umgang mit Initiationsriten

Einer von vielen weiteren Aspekten ist die Frage der Initiationsriten (*Unyago*). Diese Initiationsriten unterlagen innerhalb der Stämme zunächst strikter Geheimhaltung und hatten offenbar auch einen ziemlich starken sexuellen Aspekt. Was nicht verwunderlich ist, da es um die Einführung der Jugendlichen ins Erwachsenenleben ging.

1908 hatte ein afrikanischer Christ in Ndanda den Missionaren über das *Unyago* der Jungen Einzelheiten berichtet. Die Sache als solche war den Missionaren zwar schon lange bekannt, aber diese neuen und detaillierteren Kenntnisse haben die dortigen Missionare so irritiert, dass diese handelten. Auch das ist nicht verwunderlich, da die Missionare über die starke Sexualisierung der Riten nicht sonderlich begeistert waren. In einer Abhandlung der Sekundärliteratur wird der Effekt dieser Eröffnungen als „moralische Panik“ bezeichnet, die die Missionare sofort zu rigorosem Handeln gebracht habe. Wenn man sich nun die zeitgenössischen Quellen anschaut, sieht die Sache etwas anders aus. Wichtig ist in diesem Zusammenhang zunächst der Rundbrief Bischof Thomas Spreiters vom November 1908, den er speziell dem *Unyago* widmete und in dem er sich ausführlich mit dem Thema auseinandersetzte. Hier, wie auch in späteren Abhandlungen und Äußerungen, machte er klar, dass bei diesen Initiationsunterweisungen nicht alles verwerflich war und manches gesellschaftlich Nützliche tradiert wurde. Daher war es, um Unterscheidungen treffen zu können, seiner Ansicht nach unbedingt nötig, die Sitten und Bräuche der Eingeborenen genauestens zu erforschen, schriftlich zu dokumentieren und die eigenen Erkenntnisse den anderen Missionaren zu kommunizieren. Nur so könne man erkennen, was man als schädlichen Aberglauben einzuordnen hat. Von überstürztem Handeln und Panik ist hier nichts zu bemerken (auch in anderen Quellenaussagen nicht). Dass es einige Missionare gab, die heftiger auf solche Dinge reagierten als andere, ist allerdings unbestreitbar. Das war aber nicht die generelle Linie.

Solche Beispiele – gepaart auch mit offensichtlichen und zum Teil heftigen Fehlern bei den historischen Fakten – könnte ich noch weiterführen. Schon die wenigen Beispiele zeigen jedoch meiner Ansicht nach, wie viel Ideologie und Phantasie im Zusammenhang mit der Geschichte St. Ottiliens produziert werden, die keineswegs quellengestützt sind, ja den Quellen sogar widersprechen. ■

# „Mit dem Boden wird das Volk selbst auch veredelt werden.“

Abt Norbert Webers Konzept für die Missionsarbeit in seiner Schrift *Euntes in mundum universum* von Johannes Mahr

Abt Norbert schloss, während am Abend des 5. Januar 1908 in St. Ottilien die Glocken das Fest Epiphanie einläuteten, eine Schrift ab mit dem Titel *Euntes in mundum universum*<sup>1</sup>. Diese Weisung gibt Jesus seinen Jüngern vor seiner Himmelfahrt: „Gehet hin in alle Welt und verkündet aller Schöpfung die Frohe Botschaft!“ Der Satz formuliert den zentralen Auftrag des in den Himmel zurückkehrenden Erlösers. Um die Bedeutung von Webers Schrift zu erkennen, ist es nötig, das historische Umfeld zu betrachten.

## Anfänge der Benediktinermission in Ostafrika

Als sich die erste Gruppe aus der kurz zuvor gegründeten *St-Benedictus-Missionsgenossenschaft* 1887 auf den Weg machte in die militärisch noch keineswegs gesicherte Kolonie Deutsch-Ostafrika, hatte sie weder staatlich noch kirchlich feste Grundlagen. Der Aufbruch geschah nur vier Tage nach dem Umzug aus der ersten Niederlassung in dem notdürftig renovierten Kloster Reichenbach in die ebenfalls ruinösen Gebäude um die Ottilienkapelle in Emming in

Oberbayern. Nicht alle der 14 Männer und Frauen waren, als sie zum Aufbruch nach Afrika in Türkenfeld den Zug bestiegen, schon 20 Jahre alt. Sonderlich vorbereitet war niemand. Zwei von ihnen starben rasch unter der tropischen Sonne, drei von ihnen starben bei einem Überfall auf ihre mit eigenen Kräften gebaute Station in Pugu im Januar 1893, vier in Gefangenschaft geratene kaufte man wieder frei. Drei Mitglieder dieser Gruppe



Prof. Dr. Johannes Mahr, apl. Professor em. am Institut für Philologie der Universität Würzburg

1 Weber, Norbertus OSB: *Euntes in mundum universum. Gedanken über die Ziele, welche unserer Missionstätigkeit gesteckt sind*. Seinen geistlichen Söhnen Norbertus O.S.B. Abt und Gen.Sup., St. Ottilien 1908.

Vertiefung des Themas von Seite 21–30

## Missionare im kolonialen Afrika

kehrten aber noch im gleichen Jahr nach Ostafrika zurück, um in Daressalam Ruinen aus der Zeit der arabischen Herrschaft zu renovieren für die Arbeit mit freigekauften Sklaven. Es kam zu Schwierigkeiten, als der Gründer ihrer Gesellschaft, P. Andreas Amrhein, St. Ottilien verließ. Im Auftrag Roms übernahm die Beuroner Kongregation die Sorge für die Entwicklung. Während P. Maurus Hartmann als Apostolischer Präfekt die Arbeit in Afrika konsolidierte und erste Stationen im Landesinneren einrichtete, sorgte Abt Ildefons Schober für die monastische Sicherung des Klosters in St. Ottilien. Ein Generalkapitel im April 1902 gab der Kongregation den Namen *Missionsbenediktiner*. Am 15. September 1902 wurde P. Cassian Spieß zum Bischof des Vikariats Süd-Sansibar ernannt. Am 18. Dezember 1902 wurde P. Norbert Weber einstimmig zum ersten Abt des Klosters St. Ottilien gewählt. Lange war nicht geklärt, wie sich beide Rollen zueinander verhalten.

Abt Norbert brach im März 1905 zu einer Visitation des Missionsgebiets auf. Als er an Weihnachten heimkam, waren durch den Maji-Maji-Krieg im Süden von Deutsch-Ostafrika die Stationen Nyangao, Lukuledi, Peramiho und Kigonsera zerstört; er selbst war mit einer Gruppe von Schwestern durch Mozambique nach Daressalam geflüchtet, wo er am 22. Oktober 1905 „wohlbehalten“ ankam. Die Ereignisse in dieser Zeit waren dramatisch. Dabei bezieht sich Webers sofort geschriebener Visitationsrezess zunächst nur auf den Alltag der „monachi missionarii“. Er beginnt also mit der Selbstdisziplinierung der Mönche und „bittet und beschwört“ sie, „die Mittel, die sie im Mutterhause als Förderung ihres Strebens nach Vollkommenheit kennen und lieben gelernt haben, auch in der Mission zu benutzen“. Kritik am Leben in den Stationen gibt es nicht. Über das Leben mit Afrikanern fällt kein Wort.

## Kritik am kolonialen Treiben

Dabei war die Sorge um das monastische Leben der Missionare das eine, der Blick auf die Afrikaner, denen die Arbeit der Gemeinschaft galt, das andere Problem, das auf keinen Fall unkommentiert bleiben durfte. Schon während seiner Flucht vom Nyassasee in den Süden, um dort über den Sambesi das offene Meer zu erreichen, fand Abt Norbert Formulierungen für das, was man damals einen „Negeraufstand“ nannte, inzwischen heißt es Maji-Maji-Krieg. Als der Angestellte einer deutschen Firma behauptete, Sultane in Ostafrika hätten den Aufstand provoziert, widersprach Weber energisch und sein Tagebuch beinhaltet ungewöhnliche Äußerungen. Zweimal benutzte er das Wort „Freiheitskampf“, das erst Jahrzehnte später zum Leitwort für den Angriff auf die deutsche Kolonialmacht wurde. Er fühlte sich an den Kampf der Deutschen gegen Napoleon erinnert trotz des schlimmen Schadens, den die Mission erlitten hatte und stellte fest:

„Der Grund ist im deutschen Gebiet sicher die verhasste Steuer und die noch odiosere Steuereintreibung. Ich möchte den Krieg fast für einen Freiheitskampf eines unterdrückten und geknechteten Volkes halten, das die Sklavenketten abschütteln will, die man ihm angelegt hat [...] So sehr ich suche und so sehr ich und unsere Kongregation durch diesen Aufstand betroffen sind, so kann ich an sich in diesem Aufstand nichts Ungerechtes finden. Wir Deutschen haben uns auch gewehrt, um das Napoleonische Joch abzuschütteln, und wir sind stolz auf unsere heldenhaften Ahnen, die es im blutigen Kampf getan. So wie in unseren Kolonien gewirtschaftet wird und wie oftmals der Schwarze behandelt wird, versteht man es sehr wohl, warum dieser sich zum Freiheitskampf aufrafft.“ (*Mission im Krieg. Abt Norbert Webers Reisetagebuch aus Ostafrika 1905*, hrsg. von Sigrid C. Albert, St. Ottilien 2018, S. 350)

Kritik am kolonialen Treiben geht in die Frühzeit des Ottilianer Lebens zurück. P. Andreas Amrhein unterschrieb zwar in München und in Rom 1887 einen Vertrag, der die Mission vollständig abhängig von den Kolonialherren machte. Doch schon in Pugu begann die Distanzierung. Die hauseigene Zeitschrift *Missionsblätter* nannte schon damals die Unruhen von 1889, den sogenannten „Araberaufstand“, einen „Aufstand des Volkes“ – das ist im Druck unterstrichen. Grund dafür waren die „nicht zu leugnenden Fehler“ der deutschen Politik und das Auftreten der deutschen Amtsträger. Um aber im Gespräch zu bleiben und die missionarische Arbeit, sobald es die Umstände erlaubten, wieder aufnehmen zu können, hielt sich die Kritik aus St. Ottilien in Grenzen. Leider wurden, wie man zugab, in St. Ottilien Schriftstücke zensiert, die aus historischen Gründen wichtig wären. P. Amrhein fasste im Februar 1889 Berichte aus Afrika zum Abdruck in den *Missionsblättern* zusammen (Vgl. *Missionsblätter* 1, 1888/89, Sp. 553ff) und erklärte: „Da sich P. Bonifaz sehr offen über die ostafrikanische Gesellschaft und andere ‚deutsche‘ Ver-

hältnisse ausspricht, darf aus Vorsicht (um unserer und den katholischen Missionen in Ostafrika nicht sehr zu schaden) vieles nicht veröffentlicht werden. Ich muß daher die Berichte von A bis Z zurichten.“ (*Annalen St. Ottilien* 27.2.1889) Wenig später stand in den Annalen: „In einem Briefe, der heute ankam, äußerte sich P. Bonifaz wieder gegen die ostafrikanische Gesellschaft.“ (*Annalen St. Ottilien* 11.3.1889)

Es ist nicht korrekt, wenn neuerdings wieder behauptet wird, die Mission habe sich auf Seiten der Kolonialmacht gegen die Afrikaner gestellt. Um noch weiter zu gehen, es ist grober Unfug, die Ottilianer Missionare als „Gläubige Imperialisten“ zu bezeichnen. Nur behutsamen abwägend lässt sich ihr Ort zwischen den Parteien fassen. Abt Norbert hielt sich in den Wochen, die er nach der Rückkehr von seiner Safari in Daressalam verbrachte, gegenüber der Prominenz der Kolonie mit Äußerungen zum Maji-Maji-Krieg, die man von ihm erwartete, sehr bedeckt. Dabei erfuhr zu diesem Zeitpunkt die Berliner Kolonialpolitik eine entscheidende Wendung. Im April 1906 wurde der vielsprachige Albrecht von Rechenberg, der als „Kenner der Eingeborenen“ galt, erster ziviler Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. (*Deutsch-Ostafrikanische Zeitung*, 19.5.1906) Und im September 1906 übernahm der Bankfachmann Bernhard Dernburg die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes. Mit ihm machte erstmals ein Berliner Politiker eine Inspektionsreise. Er kam nach Afrika mit dem „Reformkonzept einer rationalen und humanen Kolonisation“ (Speitkamp, *Deutsche Kolonialgeschichte*, S. 137) und stand neben Rechenberg für eine Politik, die den „Wert“ der afrikanischen Bevölkerung hervorhob.

## Die Politik Rechenbergs und Dernburgs

Es gab damals erst rund 1.000 Deutsche in Ostafrika neben rund 18 Millionen Afrikanern. Wie viele es genau waren, wusste man nie und der deutsche Zuzug ließ sich nicht steuern. Wenn deshalb etwas „zum Besten des Landes“ geschehen sollte, dann galt es, die Lage der Afrikaner zu verbessern. Nötig war eine Lockerung des Zwangs, damit sie für ihren eigenen Bedarf arbeiten konnten und nicht nur von Zwangsarbeit für Exportkulturen leben mussten, wobei sie oft um den Lohn für ihre Arbeit betrogen wurden. Der Verkauf von Land, das Afrikanern gehörte, an weiße Siedler wurde verboten, ebenso der eigenmächtige Gebrauch der Nilpferdpeitsche<sup>2</sup>. Auch von größerer Selbstverwaltung war die Rede. Im Reichstag beschimpfte man Rechenbergs Politik als „negerfreundlich“ und „siedlerfeindlich“. Aus kolonialen Vereinen kam heftiger Widerstand.

Sowohl Albrecht von Rechenberg als auch Bernhard Dernburg suchten in Daressalam den Kontakt zur katholischen

2 Die Nilpferdpeitschen wurden aus Flusspferd- und Nashornhaut hergestellt, weil diese sehr strapazierfähig ist. Die Nilpferdpeitsche wurde u. a. in den deutschen Kolonien bei Prügelstrafen eingesetzt.

Kirche. Die *Missionsblätter* begrüßten Rechenberg mit dem Wunsch, es möge ihm gelingen, „die Verhältnisse der Kolonie zum Besten des Landes und des Vaterlandes zu leiten“. (*Missionsblätter* 10, 1905/06 (August 1906), S. 174) Nach einem Sonntagsgottesdienst bat Albrecht von Rechenberg am 30. September den Bischof um einen Spaziergang und schlug vor, „um den Christen ein Übergewicht über den Mohamedanismus zu verschaffen“ tüchtige afrikanische Völker zu Christen zu machen, ohne es mit der Taufe genau zu nehmen, „das hätte man bei den alten Germanen auch nicht immer getan und doch seien sie Christen geworden“. Nach dem Vorbild der „äthiopischen Bewegung“ sollten sich die Missionskirchen mithilfe der Bibel selbst organisieren und die Geschlossenheit der Kolonie sichern. Bischof Thomas war so irritiert, dass er sich „schleunigst verabschiedete“, so formulierte er es in seinem Tagebuch am 30.09.1906, denn trotz der guten Absicht war die Verachtung Rechenbergs gegenüber dem Glauben ebenso wie gegenüber den Afrikanern deutlich zu erkennen. Die historische Wissenschaft gesteht Rechenberg aber zu, dass er sich „gegenüber der afrikanischen Bevölkerung an humanen Grundvorstellungen“ orientierte und dass seine „Verantwortungsethik“ dem „elitären politischen Denken einen begrenzenden und richtungsweisenden Maßstab“ bot. (D. Bald, *Die Reformpolitik von Gouverneur Rechenberg. Koloniale Handelsexpansion und industrielle Minderheit in Dt-Ostafrika*, in: D. Oberndörfer (Hg.), *Africana Collecta II*, 1971, S. 243)

Der Versuch, die Möglichkeiten deutscher Kolonialpolitik besser auszunützen als bisher und gleichzeitig die Unterdrückung der Afrikaner zu verringern, entsprach, obwohl sich die Herren durchaus nicht einig waren, auch den Zielen von Bernhard Dernburg, der als „Spezialist für die Sanierung heruntergewirtschafteter Aktiengesellschaften“ im Mai 1907 die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes übernahm, die zum Reichskolonialamt wurde und damit dem Reichskanzler unterstand. Die Kolonien galten nun als „rein innerdeutsche Angelegenheiten“. Bei einem Vortrag in Berlin interpretierte Dernburg wie gehabt „Kolonisation“ als „Nutzbarmachung“ von Menschen zugunsten der „kolonisierenden Nation“, machte dabei jedoch eine entscheidende Wendung: „Hat man früher mit Zerstörungsmitteln kolonisiert, so kann man heute mit Erhaltungsmitteln kolonisieren, und dazu gehören eben der Missionar wie der Arzt, die Eisenbahn wie die Maschine, also die fortgeschrittene theoretische und angewandte Wissenschaft auf allen Gebieten.“ (*Zielpunkte des Deutschen Kolonialwesens. Zwei Vorträge gehalten von Bernhard Dernburg*, Berlin 1907, S. 9) Es ging also nicht um jene Aufwertung des Afrikaners, die die Missionare wollten. Aber es wurden gemeinsame Interessen sichtbar.

Dernburg besuchte unmittelbar nach seiner Ankunft in Daressalam die katholische Kirche, saß dort längere Zeit allein und meldete sich dann für den nächsten Morgen an. Weil Bischof Thomas nicht zugegen war, übernahm Provikar

P. Anton Ruedel den Empfang. Dernburg fragte – eine ganze Seite war nötig, um die Fragen zu notieren – vor allem, wie die Mission vorging, wenn sie sich den Menschen näherte; viele Siedler taten das mit brutalem Zugriff. P. Anton erklärte seinen Gästen, die erste Berührung mit Afrikanern bei der Gründung einer Station geschehe, indem man ihnen „gegen Bezahlung Arbeit gibt“. Die Eingeborenen lernen so die Intention der Missionare kennen; regelmäßiger Unterricht findet, auch wegen der Sprachprobleme, noch nicht statt. Weil aber die Missionare täglich beten, Gottesdienst halten und mit Geschriebenem umgehen, werden die Leute neugierig. Der Unterricht im Lesen und Schreiben beginnt mit zwei bis drei Mutigen. Ähnlich geschieht es mit dem katechetischen Unterricht. „Gezwungen wird niemand zum Katechumenen-Unterricht.“ (*Annalen Daressalam* 3.–6.8.1907)

Die Mission hatte also in 20 Jahren ein Programm entwickelt für das, was die Politik suchte. Entscheidend für dieses Programm war der letzte von P. Antons Sätzen: Es bestehe „Hoffnung“, dass es „nach einigen (!) Generationen“ seine Wirkung zeigt. Schon während Dernburgs Aufenthalt entstand Streit in den Zeitungen. Radikale Siedler erklärten in der *Usambara-Post* am 4. Januar 1908, es gebe zwar neben den „allerdings ziemlich degenerierten Küstennegern“ auch eine intelligente, auf die Arbeit ihres Körpers angewiesene Bevölkerung. Doch die Leute arbeiteten nur, weil sie mussten. Und weil sie faul seien, liefen sie lieber als Träger herum, statt Eisenbahnen zu bauen oder sich am wirtschaftlich wertvollen Plantagenbau zu beteiligen. Die Folgerung hieß: „Das Material (also pauschal: der Afrikaner, JM) ist gut, aber zurzeit noch sehr roh; es ist für ein wirkliches Blühen des Landes weder dicht noch langlebig genug.“ (*Usambara-Post*. Unabhängiges Organ für die wirtschaftlichen Interessen von Deutsch-Ostafrika 4.1.1908) Zeitun-

gen im Reich übernahmen den Vorwurf und warfen Dernburg vor, er schütze und hätschle die Eingeborenen. Durch die Abschaffung der Prügelstrafe würden die Afrikaner frech. Es gab inzwischen Beispiele, wie in Daressalam weiße Siedler von Afrikanern verprügelt wurden.

### Mission auf Augenhöhe

In diesem Kontext entstand Abt Norberts Schrift *„Euntes in mundum universum“*. Zitate, die er einfügte, zeigen, dass er die Kolonialliteratur kannte, außerdem traf er im Dezember 1907 „Excellenz Dernburg“ zum Gespräch. Weber ging davon aus, dass das Benediktinertum „wie geschaffen sei für die Missionstätigkeit unter den Heiden“ und kritisierte den gegenwärtigen Stand der eigenen Arbeit. Man habe „benediktinische Prinzipien und Traditionen“ aufgegeben und ein „Pfarrsystem“ entwickelt, das mehr der Organisation der Stationen diene, als dass es versuche, „auf die Schwarzen einzuwirken“. Zur Zeit des heiligen Benedikt stand die Kirche auch „vor der großen sozialen Frage, welche die römische

---

Sowohl Albrecht von Rechenberg als auch Bernhard Dernburg suchten in Daressalam den Kontakt zur katholischen Kirche. Die *Missionsblätter* begrüßten Rechenberg mit dem Wunsch, es möge ihm gelingen, „die Verhältnisse der Kolonie zum Besten des Landes und des Vaterlandes zu leiten“.

---

Selbstsucht in Italien geschaffen hatte“; vor der Kluft nämlich „zwischen dem reichen Patrizier und seinen Hörigen, die auf den Latifundien ihr elendes Dasein fristeten“. Diese Kluft galt es zu überwinden und „große soziale Schäden auszubessern“. Das könne auch in der Gegenwart nicht geschehen auf dem Weg reiner Belehrung, deshalb erklärte Abt Norbert:

„Die Gnade will, daß wir menschliche Mittel gebrauchen. Und eines der vorzüglichsten, ja menschlicher Weise gesprochen, ein unerläßliches Mittel ist das Eingreifen in das Leben der Neger. Seine Kulturentwicklung spielt sich nicht ausschließlich in der Schule und in der Kirche ab. Sein Christentum baut sich nicht auf der Belehrung auf, die er hier empfängt. Das Christentum soll und muß ja das ganze Leben erfassen und es in eine neue Form umgießen [...] Wir müssen, um eine Operationsbasis für unsern Feldzugsplan gegen den Unglauben und das geistige Elend zu haben, hinabsteigen zum Neger und müssen ihm begegnen als friedliche Mitkämpfer im Kampfe gegen das leibliche Elend und gegen die soziale Not [...] Neben der sittlichen und geistigen Ausbildung muß die Mission angestrengt arbeiten an der Herstellung eines gewissen materialen Wohlstandes unter den schwarzen Völkerschaften.“

Was hier „herabsteigen“ genannt wird, ist nur möglich, wenn die Mission den Afrikanern hilft, dass sie sich selbst helfen können und dazu ist es nötig, sie unabhängig zu machen. „Man mag den Neger in die Handelsstadt am Meer verpflanzen und mag ihm dort ein sorgenfreies Leben auf Grund horrender Löhne schaffen, die sich seine starken Muskeln mit Leichtigkeit verdienen, er wird immer ein unzivilisierter Mensch bleiben; ja er wird tiefer sinken als er in seiner Wildnis war.“ Ein gesunder Entwicklungsprozess im Volke findet nur statt durch selbständige Arbeit, „die einen direkten Gewinn abwirft“. Ausdrücklich wird angefügt: Es gehe nicht um Gewinn durch „Arbeit für Andere“.

Ausführlich schildert Weber die Schritte, wie die afrikanischen Menschen, aufbauend auf der Landwirtschaft, unabhängig werden können von kolonialen Arbeitgebern. Ein besonderes Kapitel erhalten die Frauen und ihr möglicher Aufstieg in der Gesellschaft, wenn sie zu einem Stück Eigenbesitz kommen. Nur so wird christliches Leben möglich:

„Ist diese Erziehung so weit gediehen, daß das Volk soviel produziert, daß es nicht mehr von der Hand in den Mund leben muss, wie es jetzt der Fall ist, sondern daß es auch für die Zeit der Not zurückgelegt hat; ist das Volk soweit vorangeschritten, daß es infolge eines gewissen Reichtums an Vieh und besserer Bodenkultur seine Heimat zu lieben beginnt und nunmehr an der Scholle haftet; ist dann die Zeit angebrochen, da sich das Volk in sicherem und besserem Wohnen bei einem behaglichen Wohlstand und bei bescheidenen Ansprüchen an das Leben glücklich fühlt; dann ist es auch für die Lehre des Christentums zugänglicher; es bilden sich christliche Gemeinden, die ein in sich geschlossenes Ganzes ausmachen. Das Christentum beginnt das Leben zu durchdringen, das durch die sittigende Kraft der Arbeit gehoben und veredelt worden ist.“

### Hilfe zur Selbsthilfe

Es bleibt die Frage, warum Webers Schrift auch in der eigenen Gemeinschaft kaum beachtet wurde. Eine einfache

Antwort bietet der Hinweis auf das Schicksal von Albrecht von Rechenberg und Bernhard Dernburg, deren Konzept eines „radikalen Kurswechsels und einer Aussöhnung mit den Afrikanern“ (H. Gründer: *Christliche Mission und deutscher Imperialismus. Eine politische Geschichte ihrer Beziehungen während der deutschen Kolonialzeit (1884–1914) unter besonderer Berücksichtigung Afrikas und Chinas*, Paderborn 1982, S. 231) so viel Widerstand fand, dass sie es aufgaben. Besonders Bernhard Dernburg stritt während seines Aufenthaltes in Ostafrika vergeblich mit Siedlern, die darauf bestanden, dass die Afrikaner „Material“ zu sein hätten für ihren kolonialen Wohlstand. Leider hat sich kein Widerspruch von Bischof Thomas Spreiter erhalten, dem Webers „Schriftfehen“ sicher nicht gefielen und der für seine Arbeit engen Kontakt mit der Kolonialregierung suchte. Erhalten ist nur ein Brief Webers an seine Mitbrüder vom Oktober 1908. Darin bat er, alles „Kritisieren und Murren unter einander“ zu vermeiden und dem Bischof unbedingt zu gehorchen. Weber bestand aber auf seinem Vorschlag, anstelle des Kisuheli in den Schulen „die Eingeborensprache als Schulsprache“ zu benutzen, weil nur so das Kind lernt, durch den Gebrauch der Muttersprache sich aus der Welt seiner Familie heraus zu entwickeln ohne sinnlos Zeit abzusetzen. Nur wenn es gelingt „tüchtige Handwerker, Garten- und Feldarbeiter heranzubilden“, sind sie im Lauf der Zeit in der Lage, mit Dingen zurechtzukommen, „die ihnen gehören“.

Keinesfalls soll die Arbeit der Mission dazu dienen, den Reichtum der Siedler zu vergrößern. Was sie den Afrikanern bietet, ist Hilfe zur Selbsthilfe. Das ist aber nur möglich, wenn sie ihnen von Beginn an auf Augenhöhe begegnet, also anders als die zur eigenen Bereicherung entschlossenen Siedler. Dieser Gedanke ließ sich in der Kolonie vorläufig nicht vermitteln, auch nicht an die Bischöfe. Bischof Thomas demonstrierte das, als er P. Johannes Häfliger maßregelte und versetzte, als dieser sich in Kigonsera scharf gegen Soldaten verwahrte, die dorfweise aufständische Afrikaner niedermachten.

Die Frage ist, was bleibt, wenn die Landwirtschaft, von der Abt Norbert ausging, 120 Jahre später nicht mehr die Basis des modernen Lebens bildet. Vielleicht sollte man noch einmal den Titel der Schrift beachten. Es ist die Mahnung Jesu, die Botschaft von seinem Leben über die Länder und über die Völker hinweg zu verbreiten. Dabei ist aber die deutsche Übersetzung nicht korrekt. „Euntes“ ist ein Partizip, kein Imperativ. Es heißt übersetzt „Gehend in alle Welt ...“ oder „Indem ihr in die Welt geht, verkündet aller Schöpfung die Frohe Botschaft“. Der Weg in die Welt ist etwas, das für Missionsbenediktiner unter sich ständig verändernden Bedingungen immer geschieht. Die Aufforderung Webers, die Verkündigung auf dem Weg über die Landwirtschaft stattfinden zu lassen, bezieht sich auf eine bestimmte historische Situation, deren Schritte im Rückblick verständlich sind. Was zeitlich über diese Situation hinaus bleibt und zur Lebensaufgabe der Missionsbenediktiner wird, ist die Mahnung, mit der P. Norbert Weber sein Buch am Festtag Epiphanie abschließt. Ein Aufbruch in die Welt ohne die monastische Grundlage zu verlieren, geschieht zur Hilfe für Menschen, die verstrickt sind in Lebensbedingungen, die sie am Aufbruch hindern. So wird es möglich, gemeinsam ins Offene zu gehen, damit Epiphanie beginnen kann: Erscheinung, Wiederkunft Christi. ■